

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 99 (1973)
Heft: 2

Artikel: Bekenntnisse eines Schneewitwers
Autor: Heisch, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-511500>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Peter Heisch

Bekenntnisse eines Schneewitwers

Es ist heute zwar sehr viel vom grausamen Schicksal der grünen Witwen die Rede. Unzählige Film-reports und Pressedokumentationen, die schonungslos bis unter Textilien auf die nackte Haut gingen, haben stets nachdrücklich auf ihr freudloses Dasein hingewiesen, das zuweilen nur durch das Erscheinen des Postboten etwas gemildert werden kann. Hingegen haben es die Soziologen noch immer versäumt, sich auch einmal der besonderen Probleme der sogenannten Schneewitwer anzunehmen, die man vorwiegend während der Sportferienwochen allenthalben im Lande antrifft. Im Interesse der Wissenschaft stehe ich deshalb nicht an, zu dieser schwerwiegenden Frage einen Beitrag aus eigenem Erleben beizusteuern.

Meine Frau hat mich nämlich verlassen, um mit Kind, Ski, Bettflasche und Schlitten zu Säntis und Altmann zu ziehen (oder wie diese weißen Verführer dahinten in der Ostschweiz alle heißen mögen). Zurück ließ sie eine sorgsam aufgeräumte und darum sterbenslangweilige Wohnung, einen gefüllten Kühlschrank sowie eine Checkliste voller Verhaltensmaßregeln, wie zum Beispiel: Vor dem Weggehen Heizplatte am Herd abstellen; Pflanzen gießen; stell' das Radio nicht so laut; Dienstag und Freitag Mistkübel auf die Straße bringen; einmal lüften könnte nicht schaden; angebrannte Rösti nicht mitsamt der Pfanne wegwerfen; Schuhe abziehen vor dem Schlafengehen usw. Es wollte mir daraufhin nicht in den Kopf, wie Moses mit spärlichen zehn Geboten imstande sein konnte, seinem Volk eine die Jahrtausende überdauernde moralische Grundlage zu geben.

Apropos Paragraphen: Rechtlich wäre es mir natürlich ein leichtes gewesen, meine Angetraute kraft des Gesetzes jederzeit an den häuslichen Herd zurückzuholen. Und zwar gestützt auf Artikel 161 III/ZGB, welcher die Schweizer Ehefrau unerbittlich zur Ausföhrung ihrer Hausfrauenpflichten ermahnt.

Aber ich will ja einmal nicht so sein und großzügig ein Auge zudrücken. Ein wenig Abwechslung habe ich schließlich auch verdient. Jetzt kommt es darauf an, die unvermutet zurückerhaltene Freiheit sinnvoll zu nutzen. Die Zeit tantalischer Qualen beginnt. Während des Salatrüstens überfliege ich mit gieriger Hast die Inserate des Vergnügungsmarktes. Die Verlockungen sind groß: Original-Bauchtänze im Café «Orient»; «Picadilly's» große Erotik-Show, ein Non-Stop-Programm der leichtgeschürzten Mädchen; die Gemeindehalle von Ipsicklikon bietet gar die seltene Attraktion eines afrikanischen Balletts – «fünfzig schwarzhäutige Tänzerinnen in ihrer natürlichen Schönheit», während in der nächstgelegenen «Fantasia»-Bar um die Ecke die Wirtin und das Topless-Go-Go-Girl Anita zu einem Drink einladen. Die Wahl fällt mir nicht schwer. Ich entscheide mich für die letztere Lokalität. Aus Bequemlichkeitsgründen. Wegen des kürzeren Heimwegs.

Doch eine Brandblase an der Stirn, von einer auf dem Herd explodierenden Büchse Ravioli herrührend, macht meine Absichten vorläufig zunichte. Schmerzerfüllt und von niemandem bedauert, ziehe ich mich nebenan in die Stube zurück, wo ich mir im Fernsehen «Auf den Spuren seltener Tiere» ansehe. Als ich nach Mitternacht vor der irre flimmernden Röhre erwache, stelle ich zum ersten Male seufzend fest, wie sehr mir Zilly fehlt, da sie mich sonst längst aus dem Sessel geweckt und mir zur viel beque-

meren Bettruhe verholfen hätte. Uebrigens kann ich mir vor dem Schlafengehen unter den vier Betten, die in der ganzen Wohnung verteilt sind, jeweils ein anderes aussuchen. Das ist nicht nur sehr kurzweilig, sondern hat darüber hinaus den schätzenswerten Vorteil, daß ich keines von ihnen zu machen brauche.

Ueberhaupt ist die Führung eines Haushalts nur halb so beschwerlich, wie uns die Frauen immer wieder vormachen wollen. Manche Arbeiten lassen sich viel zweckmäßiger bewältigen, sofern man sie mit Vernunft und gesunder männlicher Logik anpackt. Wozu, frage ich mich, muß etwa das Kaffeegeschirr, das doch stets nur dem selben Gebrauch dient, nach jedem Frühstück in einem monströsen Abwaschakt gesäubert werden? Dabei geht es doch so einfach. Ich halte die Tasse bloß unter den Strahl warmen Wassers aus dem Boiler, schwenke sie kurz aus und stelle sie an ihren Platz zurück, wo sie ganz von alleine trocknen wird. Gläser dagegen braucht man überhaupt nicht erst zu waschen, denn sie werden ja ohnehin ständig mit Flüssigkeit bespült. Sogar nach acht Tagen, das darf man mir ruhig glauben, findet sich immer noch irgendwo ein Stück sauberer Rand, an den man getrost seine Lippen setzen darf. Wann werden das die Frauen jemals begreifen? Ein Glück, daß sie nicht auch schon Pfeife rauchen; sonst würde es ihnen womöglich einfallen, dieselbe wöchentlich zweimal in die Waschmaschine zu werfen. Esther Vilar hat also gar nicht so unrecht mit ihrer Behauptung, die Erfüllung der Haushaltsarbeiten würden von den meisten Frauen zu erpresserischen Zwecken überbewertet. Nun konnte ich mich selbst davon überzeugen; denn mehr als zwei Stunden im Tag habe ich tatsächlich nie dafür verwendet ...

Am nächsten Abend startete ich einen Versuch, der «Fantasia»-Bar, respektive dem dort wirkenden Topless-Go-Go-Girl einen Besuch abzustatten, treffe jedoch fünfzig Meter vor dem Eingang mit meinem Schwager Toni zusammen und wage es daher nicht, die Spelunke, die mich sonst das ganze Jahr über kalt läßt, zu betreten. So etwas schickt sich doch nicht. Wie leicht hätte ich dadurch bei meiner Familie in den unbegründeten Verdacht kommen können, ich sei dann vielleicht ein Heimlich-Schlimmer, der es faustdick hinter den Ohren habe. Statt dessen verbringe ich also den Abend in Gesellschaft meines Schwagers im «Hirschen» bei drei großen Hellen und gesottenen Eiern. (Es geht langsam auf Ostern zu!)

Nicht einmal das bisher gewohnte Maß Schlaf ist mir vergönnt. Verschiedene Besorgungen, die ich nun infolge der Abwesenheit meiner Frau zu erledigen habe, zwingen mich dazu, eine halbe Stunde früher aufzustehen, wenn ich nicht mit nüchternem Magen zur Arbeit gehen möchte. Gerechterweise darf ich es allerdings nicht verschweigen, daß es natürlich auch wieder seine Vorzüge hat, ohne eheweibliche Aufsicht ganz auf sich selber gestellt zu sein. Ich kann tun und lassen, was mir gefällt. Hauptsächlich das Lassen behagt mir außerordentlich. So unterlasse ich es tunlichst, auf Schritt und Tritt korrekt gekleidet herumzulaufen. Es ist ja niemand da, der mich ständig ermahnen könnte: «Die Jacke paßt nicht zur Hose! Lila Socken zu braunen Schuhen? Ja, bist du denn farbenblind?» Wie gesagt, nichts von alledem. Vorhin habe ich mich sogar unterstanden, unrasiert, mit wirrem Haar und im Pyjamaoberteil über der Ausgehose rasch zum Bäcker hinüberzugehen. Niemand hat daran Anstoß genommen. Die Leute sind



gar nicht so, daß sie eine saloppe Kleidung nicht zu schätzen wüßten. Im Gegenteil: Noch nie, schien mir, haben mir die Frauen des Quartiers so tief und teilnahmsvoll in die Augen geblickt wie eben, als ich frische Weggli holen ging. Die Damen waren von ausgesuchter Höflichkeit zu mir. «Der Arme», hörte ich eine von ihnen hinter mir tuscheln, «denken Sie, seine Frau ist ihm durchgebrannt.» Es hängt eben doch nicht so sehr davon ab, was, sondern vielmehr wie man etwas trägt. Das macht zweifellos die gewisse Nonchalance, die von mir auf Frauen ausstrahlt. Dennoch würde ich niemals so weit gehen, meine Chancen beim zarten Geschlecht schamlos auszunützen, indem ich Zilly mit einer anderen Frau betrüge, die ich zwecks Besorgung des verwaisten Haushalts in die Wohnung lockte. Wiewohl die Versuchungen groß sind und es beim Gedanken an eine Ordnung schaffende Raumfee oder ein währschafes Nachtessen einiger Charakterfestigkeit bedarf.

Aber selbst ist der Mann! Heute gibt es bei mir wieder Thon. Ich mag ihn zwar nicht besonders gerne, aber bis ich die fünf Dosen, die noch im Kühlschrank vorrätig sind, aufgebraucht habe, werde ich wahrscheinlich schon noch auf den Geschmack kommen. Schlimmer als er schmeckt ist die Vorarbeit, die man zu leisten hat, um ihn überhaupt essen zu können. Unglaublich, was das Öffnen einer Thon-Büchse für eine Heidenarbeit bedeutet! Wenn man Glück hat, bekommt man mit dem dazugehörigen Schlüssel die Büchse einen winzigen Spalt weit auf – der gerade so groß ist, daß man den Thon mit dem Messer mühsam ausschaben kann. Dagegen scheitert die Verwendung eines normalen Büchsenöffners von vornherein an der breiten Kante des Patentverschlusses. Himmel, ich möchte bloß

wissen, wie das Zilly mit ihren feinen, schmalen Fingern jedesmal schafft? Sicher ist irgendein kleiner Trick dabei, den sie mir in dessen wohlweislich nicht verrät, um mich in Abhängigkeit von ihr zu bringen. Je länger ich mich im Haushalt umsehe, desto mehr gelange ich zur Ueberzeugung, daß uns die Frauen, die wir in unserer Ahnungslosigkeit glauben auf Händen zu tragen, mit solch abgefeimten Methoden ihrerseits ganz in den Händen haben. Wann werden wir uns endlich emanzipieren?

Mitten in meine teilweise geglückten Bemühungen, einer Konservendose ihren Inhalt zu entreißen, klingelt das Telefon. Zillys liebe Stimme tönt aus weiter Ferne und erkundigt sich sehr eingehend danach, ob ich daheim zurechtkomme. Ach, es wird mir ganz leicht ums Herz, als ich sie von ihren schönen Ferien und Miggis enormen Fortschritten in der Skischule erzählen höre. Verzückt lausche ich ihren Worten, die ihr geschmiert über die Lippen fließen wie das Olivenöl von meinen Fingern.

Nach dem Gespräch jedoch, als der Hörer längst wieder auf der Gabel liegt, erscheint mir mein Schicksal doppelt beklagenswert. Muß ich mich doch tatsächlich hier unten, in den ungesunden, neblig-grauen Niederungen, mit einer Büchse Thon herumärgern, während meine Frau Gemahlin sich in strahlender Wintersonne offenbar prächtig amüsiert. Das ist doch wieder typisch Frau!

Am siebten Tage der Trennung ist mein leibliches Wohlbefinden nicht gerade das beste. Blaß und eingefallen schaut mir mein Gesicht aus dem Spiegel entgegen. Beim Gehen meine ich, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Wahrscheinlich fehlt mir eine andere Kost. Jetzt, wo der Kühlschrank nahezu leer ist, hätte ich ordentlich Lust

nach einem heißen Wädli, nach Rippli mit Kraut oder ähnlichen deftigen Gerichten. Leider muß ich solche Genüsse aus meiner eigenen Tasche bezahlen und kann sie Zilly nicht vom Haushaltsgeld abziehen.

Ein Tag vor Zillys Heimkehr stelle ich über mich selbst ergrimmt fest, daß ich immer noch nicht in der «Fantasia»-Bar war. Das wird nun aber schleunigst nachgeholt. Denn die Gelegenheit, ein Topless-Go-Go-Girl aus nächster Nähe bei ihrer Arbeit beobachten zu dürfen, kehrt danach so rasch nicht wieder. Beim Betreten des in Rauch, Dunst und Schummerlicht gehüllten Lokales kommt es mir allerdings so vor, als säßen hier die Mitglieder des Vereins verschämter Schneewitwer bei einer Generalversammlung zusammen. Die hochdoppierte, blonde, perückende Wirtin, die sich den Betrieb sicherlich als eine Art Altersversorgung aus ihrem früheren Gewerbe zugelegt hat, kommt raselnd im Schmuck ihrer Armreife auf mich zu. Mit einem sachkundigen Blick aus ihren langbewimperten Froschaugen erfaßt sie blitzschnell, wohin sie mich in ihrem Etablissement einordnen muß. Tänzelnd geleitet sie mich an einen hinteren Seitentisch, den bereits zwei gestandene Mannsbilder gesetzteren Alters (sprachlich kein größerer Widerspruch als der ältere jüngere Herr) einnehmen. Die stark enthaarten Häupter auf die Ellbogen gestützt, hocken sie da und starren wie in Trance thekenwärts, wo sich zum elektroakustischen Tam-Tam aus der nebenstehenden Musikbox zwei Arme fuchtelnd im Kreis bewegen. Geschwind, mit vor Aufregung zitternden Fingern, putze ich meine beschlagene Brille und sehe nun ganz klar und deutlich, daß sich im aufpeitschenden Rhythmus zweifellos auch

noch etwas anderes auf und nieder bewegt...

«Das also ist topless!» stelle ich ein wenig enttäuscht fest. Vor ein paar Jahren hätte ich das Zizengeschlenker vielleicht noch als «u-laß» empfunden. Aber heute, wo man Aufreizenderes an jedem Kiosk zu sehen bekommt, vermag es mich eigentlich nicht besonders vom Stuhl zu reißen. Die Ernüchterung tritt augenblicklich ein und will auch nicht weichen, nachdem ich schon ziemlich viel von dem grünen Zeug im Glas getrunken habe, das mir als Longdrink-Spezialität des Hauses förmlich (wenn auch nur halbfless) von der Dame des Hauses aufgedrängt wurde. Daß mir der Abend dennoch unvergesslich in Erinnerung bleiben wird, dafür sorgen nicht zuletzt die hohen Getränkepreise. Vor allem aber habe ich jetzt wenigstens die Gewißheit, daß ich nichts versäume, wenn Zilly gerade einmal nicht in den Ferien weilt.

Nun wird es aber endlich an der Zeit, daß Zilly wieder aus den Ferien zurückkommt. Ueberall türmt sich schon das Geschirr auf. Sogar in der Badewanne, weshalb ich heute sage und schreibe auf mein morgendliches Bad verzichten mußte. Das ist doch keine Art, einen Ehemann so lange hilflos alleine zu lassen. Immerhin steht zu erwarten, daß Zilly sich nach ihrer Heimkehr vom Säntis mittlerweile an den Anblick von Bergen gewöhnt haben wird.

Doch kaum habe ich sie wieder im Hause und meine Familie vollständig beisammen, da erlischt der letzte Rest von Ferienglanz in ihren Augen. Was sieht sich Zilly bloß so mißtrauisch in der Wohnung um? Und was sollen ihre vorwurfsvollen Blicke? Wenn sie wüßte, was ich in diesen Tagen ihrer Abwesenheit Schweres durchgemacht habe, würde sie zumindest ein wenig Mitgefühl für mich zeigen.